

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 30 (1936)
Heft: 16

Artikel: Schlange im Dschungel
Autor: Katz, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Belehrung

Osterreise nach Paris.

Im Louvre von Paris.

Der Louvre steht in der Mitte von Paris. Er ist ein gewaltiger Palast, der erste Königspalast der französischen Könige gewesen. Der Name Louvre kommt von Wolf. Hier sammelten sich, als noch keine Stadt da war, die Wolfsjäger am Ufer der Seine. Im Jahre 1200 wurde der Grundstein gelegt zu einem Schloß unter König Franz I. Und von da an war der Louvre das Königsschloß bis zu Ludwig XIV., dem Sonnenkönig. Dem gefiel es nicht mehr, mitten in der Stadt Paris zu wohnen und so baute er das Schloß Versailles. Auch der Louvre hat seine Geschichte. Vom Louvre wurde am 24. August 1572 das Zeichen gegeben zum Morden der Hugenotten. Das waren die Reformierten in Frankreich. Es war der König Karl IX. selbst, der vom Fenster aus auf die flüchtenden Reformierten schoß. Das war der Anfang eines Bürgerkrieges in Frankreich, der für Frankreich recht unglücklich war. Mit dem Louvre zusammengebaut sind die Tuilerien. Auch das war ein königliches Haus, in dem Ludwig XVI. wohnte, als er von Versailles nach Paris zurückkam. An diesem Schloß klebt viel treues Schweizerblut. Am 10. August wollte das Volk von Paris das Schloß stürmen. Die königliche Wache, 900 Schweizer, verteidigten den Schloßhof gegen den wilden Pöbel. Sie waren auch Herr geworden. Aber der schwache König, Ludwig der 16., gab dem Stürmen seines Volkes nach und befahl den Schweizern, das Feuer einzustellen. Das war ihr Verderben. Nun stürzte der Pöbel auf die tapferen Soldaten, die sich nicht wehren konnten und der größte Teil wurde ermordet. Zum Andenken an ihren Heldentod und an ihre Treue wurde ihnen ein Denkmal gewidmet: Das Löwendenkmal in Luzern. Es stellt dar, wie die Schweizer sich wie Löwen gewehrt hatten, um das französische Königtum gegen sein eigenes Volk zu schützen. Ueberhaupt haben seit der Schlacht von St. Jakob an der Birse bei Basel, wo der spätere König Ludwig XI. die Tapferkeit der Eidgenossen kennen gelernt hatte, viele brave Schweizer Söldner im Dienst der französischen Könige

das Leben gelassen. Als einmal die Schweizer mehr Gold haben wollten, meinte Ludwig XIV., mit dem Gold, das er schon gegeben hätte, könnte man eine Straße mit Silbertalern pflastern von Paris bis nach Basel. Aber ein unerschrockener Schweizer Offizier antwortete dem König: Und mit dem Blut, das die Schweizer für Frankreichs Könige vergossen haben, könnte man einen Kanal füllen von Paris bis Basel. Noch einmal wurde der Louvre gestürmt und zwar im Jahr 1871, als Paris von den Deutschen belagert wurde und die Bevölkerung Hungersnot hatte. Die ganze kaiserliche Bücherammlung mit 90.000 Büchern wurde verbrannt. Nach dem Sturz Napoleons III. wurde das Königsschloß nicht mehr bewohnt. Heute ist es ein Nationalmuseum. Man könnte da wochenlang studieren. Das ganze Schloß ist voll von Sammlungen aller Art. Da sind Gemälde, die weltberühmt geworden sind, von Leonardo da Vinci die Mona Lisa, die einmal gestohlen wurde, aber wieder gefunden werden konnte. Da ist die heilige Familie von Murillo. Das war ein spanischer Maler. Da sind die schönsten Gemälde von Millet: Angelus, das vom Staat für 700.000 französische Franken angekauft wurde. Der Künstler aber hatte nur ein paar tausend Franken dafür bekommen. Eine ungerechte Welt; auch die Kaiserkrone Napoleons ist hier aufbewahrt mit einem der berühmtesten Diamanten. So hat der Louvre eine Sammlung im Wert von vielen Millionen und viele Leute reisen nur nach Paris, um all diese weltberühmten Sammlungen zu studieren. Es ist nur schade, daß viele Gemälde hier nicht recht zur Geltung kommen. Der Louvre war eben als Schloß gebaut, nicht als Kunstmuseum. Und so überfieht man oft ein berühmtes Bild, weil es im Dunkeln hängt. Darum sollte man den Louvre hin und wieder besuchen. Wer in Paris gewesen ist, ohne den Louvre besucht zu haben, der hat nichts gesehen.

-mm-

Schlange im Dschungel.

Randy (Ceylon).

Das Pony trabt langsam bergan, auf einem der sauberen Kieswege, welche die Engländer durch den Dschungel geschlagen haben. Zu beiden Seiten steht das hohe Dickicht ineinandergesülzt wie grüner Dorf: Bambus, Farne, Bäume, mit Lianen verkettet, umbuscht von

Mimosen-Sträuchern, die zitternd ihre Blätter schließen, wenn der Steigbügel sie streift. Das alles wuchert in feuchter, warmer Dämmerung dicht zusammen, lebt eng eins vom andern. Lederne, bläuliche Blätter eines Kriechers, lappig wie Elefantenoohren, haben den Gipfel eines wilden Brotfruchtbaumes zugeeckt und tragen als braune Riesenschoten schlafende Fledermäuse, zottige „fliegende Füchse“, die zu Hunderten kopfab von den Zweigen baumeln, den dürren Krallenfuß als Stengel. Den Palmenschäften sind breite Uebermäntel aus Kletterfarren gewachsen. Nur die glasharten, knotigen Bambusstämme halten sich frei von Ausaugern. Sie wachsen hier höher als dreißig Meter. In einem mächtigen Büschel ihrer Stengel klettert ein brauner Affe hoch; er muß unbedingt wissen, wer da geritten kommt. Auch ein Chamäleon ist neugierig; es sitzt talentlos grün auf dem gelben Riesweg und rollt seine kugeligen Glogaugen. Nahebei pfeift ein Vogel wie ein Schusterjunge. Der Abend hat eine weiche Brise gebracht. Mit sprödem Knistern reiben sich die Bambusstämme aneinander.

Mit einem Male macht mein Pony einen Satz zur Seite, daß ich beide Bügel verliere. Steht dann stocksteif still. Gerade gegenüber am Wegesrand schwankt ein dunkler, dicker Stab, verkürzt sich ein bißchen, wird länger, kreist ganz sachte. Es ist schon so dunkel, daß im Dschungel drin die Glühwürmchen aufschimmern, aber es ist noch hell genug, daß ich einen dreieckigen Kopf auf dem Stabe züngeln sehe.

Eine Schlange!

Sie hat sich halbhoch auf dem Kringle ihres Schwanzes aufgestellt und wippt darauf wie auf einer Sprungfeder. Elastisch steigt und sinkt ihr Kopf, wie wenn er die Distanz schätzte. Keine Kobra, denn ihr Hals schwillt nicht über der Walze des Leibes an. Auch wäre eine Kobra vor dem Klappern der Hufe geflohen. Kobras reißen fast immer aus; nur wenn sie getreten werden oder in der Enge sind, steigen sie hoch und schlagen mit geblähtem Halse zu. Nein, das ist keine Kobra. Ich sehe grüne Flecken auf dem schwarzgrauen, dicken Leib und weiß: ärger als eine Kobra! Es ist die Bestie, welche die Singalesen „Thick-Polonga“ nennen. Selbst ein frommer Buddhist tötet dieses Tier — wenn es nicht vorher den frommen Buddhisten tötet. Was wahr-scheinlicher ist.

Denn die Thick-Polonga ist die einzige Dschungel-Schlange, die den Menschen angreift. Sie lauert, halb aufgerichtet, am Straßenrand und springt den an, der des Weges kommt. Wie ein bissiger Hund ist sie. Nur gefährlicher. Gegen ihren Biß gibt es kaum Hilfe; selbst für den Weißen nicht, der sonst besser geschützt ist als der bloßfüßige Eingeborene. (Weil das Gift die offenen Rinnen der Zähne hinabfließt, versickert es zum guten Teil im Strumpf.)

Doch das Gift der Thick-Polonga ist so stark, daß auch eine Wenigkeit tötet. Da hilft kein Ausschneiden der Wunde, kein Ausbrennen mit der Zigarette und kein Unterbinden. Nur eine rasche Serum-Injektion des Arztes könnte retten — doch das ist im Dschungel keine Chance.

Meine Beine zittern so, daß ich die Füße nicht wieder in die Bügel bekomme.

Dabei droht nur dem Pony Gefahr, nicht mir: denn ich trage lederne Reitgamaschen, und bis zum Arnie kommt die Bestie gewiß nicht.

Kann die Schlange die knappen drei Meter der Wegbreite überspringen? Wird sie?

Langsam, mit dem sicheren Instinkt des bedrohten Tieres, beginnt mein Pony rückwärts zu schreiten, setzt vorsichtig Huf hinter Huf, ohne die Augen von dem dunklen Stab zu wenden. Nun sind es vier Meter, nun fünf — und nun bekommt sie uns gewiß nicht mehr!

Ich will das Pferd herumreißen, aber es wartet die Zügel nicht ab. Die Hinterhand ins Gestrüpp gedrückt, wendet es ganz kurz und galoppiert den Weg bergab, zurück. Ich bin hügellos, habe die Beine hochgezogen, halte mich am Sattelpfosten und schwitze vor alberner Angst, als sauste die grüngestrichelte graue Walze neben mir her, den Kopf hoch, diesen infernalischen dreieckigen Kopf!

Erst beim Regierungs-Rathaus von Peradenya, zwischen der großen Kakaopflanzung und dem Botanischen Garten, gewinnen wir die Landstraße wieder. Vom Pony läuft das Wasser, aber es ist ruhig geworden und läßt sich geduldig vom Hockuli abreiben.

Im Speisezimmer sitzen ein paar europäisch gekleidete Mischlinge beim Dinner. „Haben Sie Fieber?“ fragt mich der eine, wie ich grünblau in den Rohrstuhl falle. — „Am Wege saß eine Thick-Polonga!“ — „Ja, jetzt kommt ihre Zeit“, sagt der Braune gleichmütig, „nach dem kleinen Monsum kommen

sie aus ihren Löchern. Bei Sonnenuntergang soll man zu Hause sein. Das ist das Beste.“

„Es kommt sehr selten vor“, beruhigt der Alte, „daß ein Weißer an Schlangenbiß stirbt. Einer Thid-Bolonga freilich muß er aus dem Wege gehen. Die anderen machen nicht viel; acht Tage krank, dann wieder gesund; das ist die Regel. Wenn man keinen Dickkopf hat, wie der selige Inspektor von der Gummipflanze...“

„Was war mit dem?“

„Ach, der glaubte nicht an Schlangenbisse, glaubte einfach nicht daran. Einmal abends, die Sonne war schon unten, kramt er noch auf der Veranda in seinen Blumentöpfen herum. — ‚Laß das, sagt seine Frau, es kann eine Schlange darin sein.‘ — ‚Die dumme Schlangenfurcht, lacht er. — Sie müssen wissen, es war ein Schotte und einer von der dickköpfigen Sorte. — ‚Nu!‘ schreit er mit einem Male, ‚nun hat mich doch so ein Biest erwischt!‘ Die Frau rennt um ein Messer, will die Wunde ausschneiden. ‚Unsinn, sagt der Schotte, ‚auf zehn harmlose Schlangen kommt erst eine giftige; ich werde nicht gerade an die geraten sein.‘ Die Frau läuft ans Telephon, ruft den englischen Arzt in Randy an. Sie wissen, wie es mit dem Telephon geht. Es ist für ruhigere Geschäfte berechnet als für Schlangenbisse. Bevor sie es ihm gesagt hatte, waren zehn Minuten vorbei, und als sie zurückkam, hatte der Inspektor schon Krämpfe. Nach dreißig Minuten war er blau im Gesicht. Er starb dreiviertel Stunden nach dem Biß, gerade als das Auto des Arztes vor seinem Tor hielt. Hätte er geschnitten und gebrannt, lebte er heute noch. Aber was wollen Sie — ein Schotte eben! — Nun, Sie nehmen doch wenigstens vom Roastbeef?“

„Nein“, sagte ich, „für heute habe ich von der Thid-Bolonga genug und von Ihrer Erzählung. Schicken Sie mir Whisky aufs Zimmer.“

An diesem Abend bin ich spät eingeschlafen und habe nachts die Lampe brennen lassen.

Aus „Asien, Reisebilder von Richard Kay“.



Zur Unterhaltung

Meine Nachbarin.

Sie ist ein altes verrunzeltes Weib. Ihr Leben lang hat sie gearbeitet wie ein kräftiges Zugtier. Darum sind ihre Hände rauh, die Finger kurz und stumpf, und die Haut hängt ihr wie rohgegerbtes Leder über die Gesichtsknochen. Wenn sie lacht, darf man sie nicht ansehen.

Am Sonntag war der Herr Schwiegersohn mit Familie bei ihr auf Besuch. Jrgendein Bankangestellter aus der Stadt, mit hohem Stehkragen und gefälschter Uhrkette. Die Frau hatte zwar ein spitziges Gesicht und übernachtigte Augen; aber sie trug ein seidenes Kleid; wie das rauschte, wie das rauschte! Die Alte war im stillen ganz entzückt. Und erst das Kind, jeh das Kind! So hübsch war das! Ein mit Pelz verbrämtes weißes Häubchen, ein himmelblaues Fäckchen und ein prächtiges Spitzenröcklein, und erst die Schühlein — jeh, die schönen gelben Schühlein; das war ja — ach, das war so — so vornehm, oh, die reichen Leute!

Der magere Bankangestellte stopfte sich den Rest des Kuchens, den die Alte aufgetragen hatte, in den Mund. Dann holte er mit großer Gebärde ein billiges Zigarrenetui aus der Brusttasche und steckte sich eine noch billigere Zigarre in den Mund und sagte mit fürstlicher Nachlässigkeit: „Ja, Mama — der feine Herr sagte zu der Alten „Mama“, das freute sie so — „das ist ja alles recht nett, aber das kostet auch fürchterlich viel Geld!“

Die Frau mit dem spitzigen Gesicht neigte sich über ihr Kind.

Die Alte machte große Augen. „Ja, das glaub' ich,“ sagte sie und strich die Schürze glatt. „Aber du verdienst ja so viel!“

Der Herr strich mit dem kleinen Finger mit dem falschen Diamantring die Asche von der Zigarre und lächelte vornehm. Es tat ihm wohl, daß er der Alten imponierte.

Sie gingen dann ins Haus.

Am Abend sah ich noch dem Abschied zu. Die Alte stand unter der Gartentüre und sah den dreien, dem eleganten Herrn, der seidenrauschenden Frau und dem herzigen Schatz, dem Kleinen mit dem pelzverbrämten Häublein, nach, so lange sie konnte.

Aus J. Bührer: „Kleine Skizzen von kleinen Leuten“.